

Wunder mit wissenschaftlicher Begründung. Verzauberter Alltag und entzauberte Ideologie in der sowjetischer Science Fiction der Nachkriegszeit

Mathias Schwartz (Berlin)

„Nicht selten glaubt der Mensch ehrlich an die Möglichkeit einer Einmischung des „göttlichen Willens“ in unsere Welt. Gebildete Leute glauben an Wunder mit wissenschaftlicher Begründung“ (Kitajgorodskij 1965: 7).

1. Eine ungewöhnliche Mondlandung 1954/74

Ende 1954, keine zwei Jahre nach Stalins Tod, war der Kampf um seine Nachfolge im Zentralkomitee der KPdSU noch in vollem Gange. Zwar war der mächtige Chef des Ministeriums für Staatssicherheit, Lavrentij Berija, bereits gestürzt und hingerichtet, die Macht des neuen Generalsekretärs Nikita Chruščev war aber noch nicht gefestigt. In dieser politisch unsicheren Übergangsperiode veröffentlichte eine der größten populärwissenschaftlichen Zeitschriften der Sowjetunion, „Wissen ist Macht“ („*Znanie - sila*“), eine in der Zukunft geschriebene Sonderausgabe, und zwar aus dem Jahr 1974. Diese Ausgabe druckte auf der ersten Seite eine Mitteilung der Akademie der Wissenschaften der UdSSR über den „Start des ersten interplanetaren Schiffes »Luna-1«, ab, das am 23. November 1974 in den Bergen von Kazbek im Kaukasus gestartet sei, um zum Mond zu fliegen. Weiter hieß es in der fiktiven Mitteilung:

„Ein jahrhundertealter Traum der Menschheit hat sich erfüllt. Erstmals haben Menschen den Erdball verlassen und machen sich auf den Weg zu ihrem Nachbarplaneten. (...) Das Ziel der Expedition besteht darin, sich mit dem Mond bekannt zu machen, zu klären, ob man auf dem Mond ein ständiges wissenschaftliches Forschungsinstitut organisieren kann. Unser Trabant wird ein friedliches Laboratorium der fortschrittlichen Wissenschaft werden und keine Militärbasis, wovon zu ihrer Zeit einige ausländische Generäle träumten“ (Gil'zin et al. 1954: 14).

Auf den weiteren 20 Seiten dieser Sonderausgabe berichten dann die vier Besatzungsmitglieder des Mondfluges, versehen mit Porträt und Kurzbiografie, von ihren wissenschaftlichen Erkenntnissen und Vorbereitungen für den Weltraumflug. Professoren und Astronomen legen ihr Wissen dar und eine in letzter Minute eingegangene Meldung des „Sonderkorrespondenten“ der Zeitschrift berichtet von der ersten Stunde auf dem Mond:

„Die äußere Luke öffnet sich, eine kleine biegsame Leiter wird hinuntergelassen. Vorsichtig die Stufen ertastend steigt der Mensch hinunter. Der letzte Schritt – und seine Füße berühren in Metallschuhen die Oberfläche des Mondes. Unser Kommandeur bleibt stehen, schaut auf die Landschaft des erstarrten Mondreiches, bekannt und unbekannt zugleich. (...) Wir steigen aus (...). Ich schaue auf die Spuren unserer Schuhsohlen, sie haben sich in den Schichten des jahrhundertealten Staubs abgedrückt, der wie eine Savanne den Mond bedeckt – die ersten menschlichen Spuren. Es werden Jahrzehnte vergehen, uns wird man beerdigen und vergessen, aber die Spuren unserer Füße werden bleiben (...). Sie verwischt niemand, sie trägt keiner weg, sie werden nicht verweht. (...). Wir Menschen, die Gesandten des Sowjetlandes, sind in diese tote, niemandem nutze Welt gekommen. Wir haben sie gesehen, wir lernen sie kennen, wir werden sie uns aneignen ... Im Leben des Mondes beginnt eine neue, eine menschliche Epoche“ (ebd.: 31f).

Nun ist diese fiktive Beschreibung einer Mondlandung nicht die erste gewesen, bevor Neil Armstrong am 20. Juli 1969 – knapp 15 Jahre später – tatsächlich den ersten Schritt auf den Erdtrabanten setzte. Die Literaturgeschichte kennt Beschreibungen von Mondlandungen, die bis zu Voltaire und Lukian zurückgehen; spätestens mit Jules Verne sind sie Gegenstand von Science-Fiction im engeren Sinn. Das Ungewöhnliche dieser Sonderausgabe liegt vielmehr in dem kulturpolitischen Kontext, in dem sie erschienen ist. Denn sie lässt bereits zwei Jahre vor Chruščevs legendärer „Geheimrede“ auf dem 20. Parteitag der KPdSU deutlich eine ideologische Umorientierung der sowjetischen Kulturpolitik erkennen, bei der die Flüge in den Kosmos eine zentrale propagandistische Rolle spielen sollten.

Die kulturgeschichtliche Bedeutung solcher Kosmosflüge nicht nur des Menschen auf den Mond, sondern auch von Bewohnern anderer Planeten auf die Erde soll in diesem Beitrag näher untersucht werden. Dabei gehe ich von der Hypothese aus, dass kosmische Themen in der Nachkriegszeit insbesondere seit Mitte der fünfziger bis in die siebziger Jahre ein zentrales Mittel waren, ideologische Dispositive in der sowjetischen Alltagskultur zu verankern. Dies gelang – so die Annahme – insbesondere dank spezifischer Populäri-

sierungsformen, die sich konzeptionell als „Wunder mit wissenschaftlicher Begründung“ definieren lassen. Deren Propagierung fand vor allem in weit verbreiteten populärwissenschaftlichen Journalen, aber auch in der Tages- und Wochenpresse statt. Gleichzeitig entwickelte sich die sowjetische Science-Fiction seit Ende der fünfziger Jahre zu einer überaus populären Massentextliteratur. Diese Attraktivität gewann sie unter anderem dadurch – so eine weitere zu verfolgende These –, dass sie in fantastisch verfremdeter Form die ideologischen Dispositive der Wissenschaftspopularisierung zum sowjetischen Alltagsleben in Bezug setzte.

Der Beitrag beginnt mit einer kurzen theoretischen Konzeptualisierung zum Wunderbegriff und zur Ideologie der sowjetischen Science-Fiction (Abschnitt 2). Darauf folgend wird der populärwissenschaftliche Diskurs über Wunder sowie über die Besiedelung des Kosmos skizziert (Abschnitt 3 und 4). Anschließend untersuche ich exemplarisch, wie sich die sowjetische Science-Fiction diese Diskurse angeeignet hat. In der unmittelbaren Nachkriegszeit bis 1953/54 bleiben „kosmische Begebenheiten“ noch in die offizielle Ideologie einer – oft mythischen – Verzauberung des Alltags eingebunden (Abschnitt 5). Erst mit der Tauwetterperiode im Jahrzehnt 1954–64 verschiebt sich deren Funktion. Jetzt wird die fiktionale Welt in größere raumzeitliche Dimensionen erweitert und relativiert somit auch die eigene Weltsicht und deren ideologische Grundannahmen (Abschnitt 6). In der Brežnevzeit findet in der Fantastik eine weitere Entzauberung der Wissenschafts- und Kosmosbegeisterung statt, indem jenseitige Visionen mit einer tristen und spießigen Gegenwart konfrontiert werden. Die „Wunder“ verlieren nach 1964/5 ihre transformative Wirkungsmacht sowohl in Bezug auf den Alltag als auch auf die ideologischen Prämissen (Abschnitt 7). So zeigt sich am Ende, dass der sowjetische Griff nach den Sternen neben einer ideologischen Selbstüberhöhung des Menschen immer auch ein sehnsüchtig suchender Blick nach Möglichkeiten war, dem eigenen Alltag zu entfliehen.

2. Konzeptualisierung: Alltägliche Wunder und die Ideologie der Science-Fiction

Eine zentrale, aber durchaus widersprüchliche Rolle spielte der Begriff des „Wunders“, den man folgendermaßen definieren kann: Wunder finden immer an der Grenze zwischen zwei Welten statt, zwischen dem Bekannten und Unbekannten, zwischen gewohntem Alltag und ungewöhnlicher Ausnahmesituation, zwischen rational Vorhersehbarem und intellektuell Unbegreiflichem. Im religiösen Diskurs stellt das Wunder einen Eingriff des transzendentalen Jenseitigen in die diesseitige Immanenz dar. In der Sowjetunion der dreißiger Jahre wurde diese Definition in zweifacher Hinsicht säkularisiert. Einerseits betrieb man im aufklärerischen

Duktus des historischen Materialismus eine Entzauberung der Welt, indem die religiösen Grenzüberschreitungen des Wunderbaren als trügerische Illusion, kunstvoller Zaubertrick, verschwörerisches Geheimwissen, irrationales Paradox oder außergewöhnliche Naturerscheinung entlarvt wurden. Andererseits aber versprach man, die Welt gewissermaßen dialektisch von Neuem zu verzaubern. In diesem Sinne fungierten die „Wunder der neuen Zeit“ (Papernyj 1985: 231ff.) als Vorwegnahmen einer zukünftigen idealen Welt des Kommunismus – sie waren Vorboten des Morgen in der sowjetischen Gegenwart. So sollte mit Hilfe von solchen Wundern nach Innen hin gezeigt werden, wie die sowjetische Wirklichkeit quasi gesetzmäßig – wissenschaftlich vorhersehbar – den Alltag transformierte und den Kommunismus näher brachte. Zudem war die Produktion von ungewöhnlichen Helden- und Aufbauleistungen gewöhnlicher Sowjetbürger nach außen hin ein wesentliches Propagandamittel, die Überlegenheit des sowjetischen Systems insgesamt zu zeigen.

Gleichzeitig drohte aber eine solche propagandistische „Verzauberung des Alltags“ immer auch in Diskrepanz zur realen Lage in der Sowjetunion zu geraten. Wurde der Unterschied von propagiertem Ideal und erlebter Wirklichkeit zu groß, konnte diese Wissenschaftspropaganda leicht in ihr Gegenteil umschlagen: Statt als ideologisches Mittel zu wirken, vermochte sie die kommunistische Ideologie selbst als wirklichkeitsfremd und „fantastisch“ zu entzaubern.

Die sowjetische Science-Fiction oder – wie der entsprechende russische Terminus lautete – Wissenschaftliche Fantastik (*Naučnaja fantastika*) – als das zentrale Genre, das sich mit technisch-wissenschaftlichen Neuerungen belletristisch befasste, befand sich von Anfang an in diesem Spannungsfeld. So kommt Rafail Nudelman, der in den sechziger Jahren selbst aktiv als Kritiker und Autor an deren Ausgestaltung mitgewirkt hat, in seinem Aufsatz zur „Sowjetischen SF und Ideologie der sowjetischen Gesellschaft“ zu dem Schluss, dass die Wissenschaftliche Fantastik per se ideologisch motiviert gewesen sei:

„It is hard to shake off the impression that in spite of all the complexity of the purely literary development of the genre, the evolution of Soviet SF was not determined by the immanent laws responsive to real social and scientific-technological changes. Nor was the course of Soviet SF dictated by social and scientific-technological changes themselves, except indirectly, as those changes were reflected in ideology, the intermediary, the main conveyor mechanism between reality and its embodiment in Soviet SF. For the same reason, ideology was the chief, if not the single, cause of all of SF perturbations, rebirths, and abatements“ (Nudelman 1989: 60).

Die ideologische Durchdringung der Wissenschaftlichen Fantastik führte dazu, wie Elana Gomel am Beispiel des Werkes von Arkadij (1925–1991) und Boris Strugackij (*1933) zeigt, dass SF-Autoren eine eigene verschlüsselte „Poetik der Zensur“ entwickelten, die eine allegorische – alternierende bis dissidente – Lektüre der Texte ermöglichte:

„Censorship supplies the impetus for the recourse to those allegorical techniques of encoding and concealment that allow the writer to speak to his/her audience above the heads of the powers that be“ (Gomel 1995: 104).

Eine solche allegorische Verschlüsselung bedeute jedoch ebenfalls eine ideologische Vereinnahmung der Wissenschaftlichen Fantastik unter umgekehrten Vorzeichen, zeichnen sich literarische und insbesondere fantastische Texte doch dadurch aus, dass sie immer ambivalente und vielschichtige Lektüren ermöglichen. So kommt Gomel zu dem Schluss:

„But literary forms are not ideologically neutral; once admitted, allegory takes over and produces its own textual dynamics that carries messages very different from the intended message of the authors: it implies control, compulsion, and the immutability of the given history which is the history of oppression. (...) SF, on the other hand, opens up the text to multiple interpretations and epistemological uncertainty which undermine allegorical rigidity“ (ebd.).

Genau eine solche Lesart fantastischer Texte soll hier versucht werden, die nicht die bei vielen Autoren deutlich erkennbare allegorische Dissidenz und Systemkritik in den Vordergrund stellt, sie aber auch nicht – wie Nudelman – als von vornherein ideologisch präformiert interpretiert, sondern die ambivalente Dynamik fantastischer Texte in Bezug auf das populärwissenschaftliche Topos des „Wunders“ näher betrachtet.

3. Die Wunder der neuen Zeit

Betrachtet man die Sowjetunion von ihrem eigenen ideologischen Selbstverständnis her, dann war sie ein Staat, dessen Ausgestaltung sich auf die Autorität wissenschaftlicher Annahmen gründete, die eine gesetzmäßig verlaufende und damit planbare Zielgerichtetheit der Geschichte behaupteten. So wurde sowohl der Aufbau der Sowjetunion in den zwanziger Jahren als auch die spätere forcierte Industrialisierung des ökonomisch rückständigen Landes mit den „wissenschaftlichen“ Lehren zuerst von Marx und Engels, dann von Lenin und später von Stalin begründet. Bei der Popularisierung dieser ideologischen Begründungen kam wissenschaftlich-technischen Errungenschaften – man denke nur an die propagandistische Bedeutung der Elektrifizierung oder des Radios – eine zentrale Rolle

zu. Technik und Wissenschaften galten als Hilfsmittel für den Menschen, um sich die natürlichen Ressourcen des Landes zu unterwerfen und nutzbar zu machen. So wurden zum Beispiel die Urbarmachung Sibiriens, die heldenhaften Leistungen der Fliegerpiloten der dreißiger Jahre oder die gigantischen Großbaustellen des Sozialismus als an „Wunder“ grenzende Erfolge präsentiert. Damit blieb die Wissenschaftspopularisierung zwar noch in der aufklärerischen Tradition des 19. Jahrhunderts einer Entzauberung der Welt, schuf aber gleichzeitig neue Mythen. Hans Günther schrieb über diesen Diskurs der Stalinzeit:

„Die Wunder der neuen Zeit unterscheiden sich allerdings von den früheren dadurch, daß sie durch den sozialistischen Enthusiasmus und den ungeahnten Aufschwung der Wissenschaft gewissermaßen ‚gesetzmäßig‘ produziert werden. Die Gegenwart erscheint im Unterschied zu früheren Phasen der menschlichen Geschichte als eine Zeit der erfüllten Menschheitsträume“ (Günther 1993: 107).

Bei der Propagierung dieser sozialistischen Wunder übertraf man sich in Superlativen. So wurden gigantische Großprojekte zur nützlichen Unterwerfung der Natur und zur Umgestaltung des Klimas vorgeschlagen. Seit den zwanziger Jahren bis Ende der fünfziger Jahre diskutierte wurden zum Beispiel Pläne zum Schmelzen des Nordpols diskutiert, um die riesigen Gebiete der sibirischen Steppe, Taiga und Tundra nutzbar und bewohnbarer zu machen. Manche Beiträge erwogen den Golfstrom oder andere warme Meeresströme mit Hilfe riesiger Staudämme umzuleiten, andere schlugen vor, durch atomare Sprengungen ein Auftauen des arktischen Eises und eine daraus folgende Klimaerwärmung zu bewirken.

In den fünfziger Jahren fand diese Gigantomanie in der Raketen- und Radartechnik ihre Fortführung. Hier war es vor allem der Flug des ersten künstlichen Trabanten der Erde, des Sputniks, der im Jahr 1957 eine regelrechte Euphorie in der sowjetischen Presse auslöste und als Beginn des „kosmischen Zeitalters der Menschheit“ gefeiert wurde. Als dann im Jahr 1961 mit Jurij Gagarin auch der erste Mensch im Weltall aus der Sowjetunion kam, schienen die sowjetischen Wissenschaften endgültig ihre Überlegenheit gegenüber dem Westen bewiesen zu haben. Gleichzeitig entfaltete Gagarins Kosmosflug eine ungeheure imaginäre Kraft, deren Stärke wohl am deutlichsten in der Metaphorik der dem russischen Raumfahrtpionier Konstantin Ciolkovskij (1857–1935) zugeschriebenen Worte zum Ausdruck kam: „Die Erde ist die Wiege der Menschheit, doch man kann nicht ewig in der Wiege leben“ (zitiert nach Schwartz 2003: 58). Dieser Ausspruch eröffnete ganz neue Perspektiven auf die Erfolge im Kosmos: Selbst ein Mondflug schien in diesem Bild lediglich ein erster hilfloser Gehversuch zu sein, ehe das Kind in den Weiten der Milchstraße laufen lernte: Sogar jenseits der Milchstraße liegende Galaxien schienen plötzlich im Bereich des Erreichbaren zu liegen. Das war der Wunschtraum, der die Fantasien beflügelte und den Jurij Gagarin zu

einem realisierbaren Versprechen machte.

4. Die Besiedelung des Kosmos

Eine dieser Fantasien richtete sich auf die Besiedelung des Kosmos, die schon vor Gagarins Raumflug ein Thema in der sowjetischen Publizistik war. Insbesondere Projekte zur Besiedelung des Mondes, zu regelmäßigen Linienflügen dorthin und zu seiner Nutzung wurden verschiedentlich erörtert. So entwickelte ein Doktor der technischen Wissenschaften im Jahr 1958 einen Dreistufenplan, wie man in zehn Jahren den Mond zum „siebten Kontinent“ der Erde machen könne. Ein anderer Wissenschaftsjournalist stellte einen Plan zur Erschließung des Kosmos für die nächsten 150 Jahre auf, der für die Jahre 1970–1980 die erste Mondlandung des Menschen und die ersten ständig besetzten Stationen auf dem Mond vorsah, 1990–2000 die ersten Siedlungen und 2090–2100 seine vollständige Besiedelung und „Verwandlung“ in einen „blühenden siebten Kontinent des Erdballs“. Auch auf dem Mars sollte nach diesem Plan im Laufe des 21. Jahrhunderts „dessen Atmosphäre rekonstruiert“ werden, so dass sich bis 2090 einige hunderttausend Menschen auf ihm ansiedeln könnten (Schwartz 2003: 68–83).

Neben solchen Plänen zur Besiedelung des Mondes und des Planeten Mars gab es auch diejenigen, die davon ausgingen, dass der Mars schon besiedelt worden sei und es womöglich noch immer sei, ehe man es aufgrund von Fotos amerikanischer Satelliten Mitte der sechziger Jahre definitiv besser wusste. So schrieb noch im Jahr 1961 ein Moskauer Astronom, dass die mit Teleskopen sichtbare einheitliche Struktur der so genannten Marskanäle darauf schließen lasse, dass diese Bestandteil eines gigantischen landwirtschaftlichen Systems seien, das keine „nationalen Grenzen“ kenne und die Marsianer daher wohl eine „freundschaftliche Familie“ bildeten, die keine Privatinteressen kennen würde:

„Und in diesem verwunderlichen Fakt kann man ein deutliches Zeichen für die intensiven Aktivitäten der Marsianer sehen, die fortfahren mit den harten Bedingungen ihres Planeten zu kämpfen. (...) Die Marsianer sind nicht verschwunden. Sie handeln auch heute“ (Zigel' 1961: 22).

Andere Astronomen vertraten die Ansicht, dass auf dem Mars zweifelsohne eine hohe Zivilisation bestanden habe, diese aber durch eine unvorhergesehene Katastrophe zerstört worden sei oder sich zurückgebildet habe. Zwar wurden diese Thesen bald mehrheitlich verworfen und man ging davon aus, dass es im Sonnensystem der Erde nur auf dieser intelligenten Leben gäbe. Was blieb, war aber die immer wieder aufgestellte Vermutung intelligenten Lebens in anderen Galaxien. So kam im Mai 1964 die erste Allunionsversammlung zum Problem „Außerirdische Zivilisationen“ in Bjurakan zusammen, organisiert von der Armenischen Akademie der Wissenschaften (Schwartz 2003: 80f.). Nun mögen

solche Pläne und Spekulationen aus heutiger Sicht recht skurril anmuten, sie wurden aber seinerzeit trotz aller vorhandener Kritik und Vorbehalte durchaus ernsthaft und vor allem ausführlich diskutiert. Und zwar nicht nur in populärwissenschaftlichen Blättern, sondern auch in zentralen Zeitungen wie Pravda oder Izvestija, unter anderem auch deshalb, weil sie sich im Unterschied zu anderen Themenfeldern einer außerordentlichen Popularität in der Bevölkerung erfreuten.

Fragt man nach den Gründen für diese Popularität – die sich ja bestens propagandistisch nutzen ließ – und betrachtet die Wissenschaftspopularisierung in einem größeren kulturgeschichtlichen Zusammenhang, dann spielte bei diesen säkularen Wundern sicher ihre Verschiebung in kosmische Weiten seit Mitte der fünfziger Jahre eine zentrale Rolle. Denn indem sich der Wissenschaftsglauben in die kosmische Ferne verschob, konnte er an populäre Glaubensvorstellungen anknüpfen, die Antworten auf Fragen nach der Zukunft schon immer in den Sternen und im Himmel gesucht hatten. Man denke nur an die Astrologie, an Interpretationen von Sonnenfinsternissen und Sternschnuppen oder die Vorstellung vom Himmel als dem Sitz der Götter, die ja auch Namensgeber für die meisten Planeten und Sternbilder sind. In Anknüpfung an solche Vorstellungen stand hinter der imaginären Aneignung des Weltraums auch das implizite Versprechen, dass man so auch die „Geheimnisse“ der diesseitigen Welt besser verstehen können werde. Gleichzeitig entkoppelte diese Verschiebung die Wunderproduktion von dem unmittelbaren Alltagsumfeld, so dass die spekulativen Fantasien nicht mehr in unmittelbarem Konflikt mit der praktischen Umsetzung technisch-wissenschaftlicher Neuerungen im Alltag kamen. Die kollektiven Wunschträume und individuellen Alltagswünsche standen nur noch in einem imaginären ideologischen Zusammenhang. Und genau hier schließen die fantastischen Spekulationen der sowjetischen Science-Fiction an.

5. Ein Feuerball in der Tajga

Die Wissenschaftliche Fantastik der späten Stalinzeit war in ihrer sozialistisch-realistischen Konzeption ein literarisches Genre, das prinzipiell zeigen sollte, wie die nahe Zukunft im sowjetischen Diesseits aussehen wird. Hierbei spielte vor allem eine jüngere Generation an Fantasten, die zumeist direkt aus ingenieurstechnischen Berufen in die Literatur gewechselt waren, eine zentrale ideologische Rolle. Neben Aleksandr Kazancev (1906–2002) gehörte nach dem Krieg insbesondere Vladimir Nemcov (1907–1993) zu dieser neuen Generation. Letzterer eröffnete noch im Jahr 1955 seinen wissenschaftlich-fantastischen Kurzroman „Ein Splitter der Sonne“ mit dem programmatischen einleitenden Absatz:

„In diesem Sommer verließ nicht ein internationales Raumschiff die Erde. Auf den Eisenbahnlinien des Landes fuhren gewöhnliche Züge ohne Atommeiler. Die Arktis ist kalt geblieben. Der Mensch konnte noch nicht

das Wetter steuern, Brot aus Luft gewinnen und 300 Jahre leben. Die Meldeliste für Exkursanten auf den Mond ist noch nicht ausgeschrieben worden. Nichts dergleichen gab es, einfach deshalb, weil unsere Erzählung sich den Ereignissen des heutigen Tages zuwendet, die uns mehr wert sind als die des morgigen. Mögen die Leser dem Autor verzeihen, dass er sich nicht von unserer Zeit und unserem Planeten losreißen wollte“ (Nemcov 1955: 3).

Doch selbst diese 1946 bis 1953 vor allem an den populärwissenschaftlichen Großprojekten orientierte Science-Fiction bediente noch das Bedürfnis nach einer spekulativen Verzauberung der Welt durch kosmische Wunder. So schrieb Nemcov im Jahr 1946 den „wissenschaftlich-fantastischen Kurzroman“ „Der Feuerball“, der in Fortsetzung in der populärwissenschaftlichen Zeitschrift „Um die Welt“ („Vokrug sveta“) erschien und mit den Worten begann:

„Meine Fahrt in die Taiga vergangenen Sommer kann man in keinem Fall eine Reise nennen. Ich hatte die allergewöhnlichste Aufgabe zu erfüllen, die ohne jegliche Romantik war. Doch nichtsdestotrotz hatte ich gerade während dieser alltäglichen Fahrt die alleraußergewöhnlichsten Abenteuer durchzustehen, die vielleicht befremdlicher waren, als es sich die Fantasie eines Romanschriftstellers ausdenken kann, der seine Helden auf irgendeinen fernen Planeten schickt“ (Nemcov 1946a: 20).

Dieser Anfang zeigt, worum es dieser Fantastik ging: um die Aufhebung der Dichotomie zwischen Alltag und Romantik, zwischen gewöhnlicher Dienstreise und außergewöhnlicher Abenteuerreise, zwischen gewohnter Umwelt und fantastischen fernen Welten. Stattdessen wird das Außergewöhnliche, Fantastische, Abenteuerliche in die sowjetische Wirklichkeit verlegt, in diesem Fall in die sibirische Taiga der Nachkriegszeit, in die es einen jungen Funktechniker beruflich verschlägt. Dieser sieht eines Abends von seinem Hotelzimmer aus eine Sternschnuppe und überlegt, was er sich wohl wünschen soll, ehe er plötzlich eine ferne Explosion hört und kurz darauf mit seinem selbst entwickelten, besonders sensiblen Radioapparat seltsame Notrufe empfängt. Es stellt sich heraus, dass der Absturz der Sternschnuppe in der Taiga einen riesigen Flächenbrand ausgelöst hat und sein ehemaliger Lehrer und Professor dort auf einer kleinen Insel inmitten eines Sees mit seiner Tochter eingeschlossen ist, wo er Experimente mit Radioempfangsgeräten für extraterrestrische Signale anstellt. Da man mit Rettungsflugzeugen nicht in der brennenden Taiga landen kann, wird beschlossen, einen Panzer umzurüsten, der statt mit leicht entzündlichem Benzin mit Elektroakkumulatoren betrieben und gegen die Hitze durch eine Asbestverkleidung geschützt wird. In diesem Panzer, den er „Phönix“ tauft, macht sich der Ich-Erzähler zusammen mit einem Erfinder und einem Ingenieur im Rang eines Majors auf die Suche nach den

Vermissten. Die Fahrt durch die lichterloh brennende Taiga gleicht einer apokalyptischen Höllenfahrt, man findet auch den Professor auf der Insel, dessen Tochter bleibt jedoch vermisst. Schließlich finden sie die flüchtige Tochter inmitten des Flammenmeeres auf einer Waldlichtung bei der verglühenden Kugel des abgestürzten Himmelskörpers – beim „Feuerball“ – und beschließen, diesen an einem Tau mit sich zu ziehen. Mit letzter Kraft können sie sich aus der brennenden Taiga retten.

Daraufhin entbrennt eine wissenschaftliche Diskussion über den Einfluss des Flammenmeers auf Funkwellen sowie die Bewertung des Feuerballs, der am Ende zu einem Häufchen hochwertiger künstlicher Diamanten zusammenschmilzt, worauf der Erzähler begeistert ausruft:

„Denkt nur daran, Freunde (...), dass Tausende billiger Diamanten einen völligen Umbruch in der Technik bewirken können. Stellen Sie sich vor, dass an den Schneidenden der Drehbänke und automatischen Werkbänke große Diamanten von Dutzenden von Karat leuchten werden!“ (Nemcov 1946b: 54).

Auf diesen begeisterten Ausruf erwidert ein Oberstleutnant:

„Doch der Hauptwert besteht in anderen Diamanten (...), festen und ausdauernden, die niemals brennen (...). In der Maschine, die Sie sich erdacht haben (...), im „Phönix“, haben sich wie in einem Feuerball Menschen aus Diamant herauskristallisiert, die wertvoller sind als die besten Diamanten der Welt“ (ebd.).

Mit dieser kristallinen Transformation zu einem „neuen Menschen“ hat sich auch der anfängliche Wunsch des Ich-Erzählers erfüllt, er ist – wunschlos glücklich – durch die außergewöhnliche Begebenheit in das sowjetische Diesseits integriert:

„Zusammen mit ihnen zu arbeiten, sich etwas auszudenken, zu streiten – das war mein Wunsch. Und wieder fiel an dem schwarzen Augusthimmel eine Sternschnuppe, um ihren Weg auf der Erde zu beenden. Doch ich träumte nicht mehr von Reisen hinter den Wolken und rätselte nicht mehr über meine Wünsche“ (ebd.).

Die ideologische Verzauberung des Alltags in dieser SF-Geschichte ist eine vielfache: Erstens ist es eine Anbindung der Fantasien an die sowjetische Wirklichkeit: Nicht ferne Reisen und kosmische Abenteuer, sondern ganz auf die diesseitige Welt sollen sich Erfindungsgabe und Einbildungskraft der Menschen lenken; zweitens werden tradierte religiöse Vorstellungen wie die Schicksalhafterkeit der Sternschnuppen gewissermaßen metaphorisch realisiert: Eine reale Sternschnuppe fällt hier auf die Erde und ermöglicht konkret durch ihre sinnliche Präsenz die Wunscherfüllung für die Protagonisten;

drittens funktioniert diese Wunscherfüllung als ein mythisches Initiationserlebnis, das die Menschen wie das ersehnte Wunschobjekt am Ende zu kristallinen neuen Wesen umschmilzt: Die Geschichte erzählt eine metamorphotische Initiation durch die Heldentat; viertens wird dabei das wissenschaftlich-technische Hilfsmittel – der Panzer – selber zu einem mythischem Wesen: zu dem Feuervogel „Phönix“, welcher der Legende nach erst durch die Selbstvernichtung sich immer wieder neu regeneriert. Fünftens wird diese Um- und Verwandlung des Fernen und Jenseitigen in ein diesseitiges Hier auch auf der Ebene des Sujets realisiert, und zwar im Topos der einsamen Insel, auf der verschrobene Wissenschaftler (man vergleiche zum Beispiel H.G. Wells Dr. Moreau) oder gestrandete Reisende (wie Oliver Swifts Gulliver) alternative Wissens- und Lebensformen erproben. Dieses Inseltopos – als außergewöhnlicher Ort der Utopie und individuellen Wirklichkeitsflucht – wird durch den kosmische Strahlen erforschenden Professor repräsentiert, den das Kollektiv der Panzerfahrer durch das Flammenmeer zurück in die sowjetische Wirklichkeit holt.¹

6. Eine Welt ohne Horizonte und ohne Grenzen

Mit der Aufhebung einer solch engen Anbindung an die sowjetische Gegenwart in der Chruščevzeit eröffneten sich für die Wissenschaftliche zwar neue Handlungsspielräume, ihr zentrales Thema aber blieb das gleiche: wissenschaftliche Hypothesen und Projekte zu popularisieren und gleichzeitig zu demonstrieren, wohin sich die sowjetische Gesellschaft und die Menschheit im Allgemeinen entwickeln. Um dies zu zeigen, spielte die Handlung der Geschichten nach 1957 zumeist in der fernen Zukunft in anderen Welten. Den Durchbruch für diese Zukunftsgeschichten stellte die Veröffentlichung von Ivan Efremovs (1907–1972) Roman „Andromedanebel“ („Tumannost' Andromedy“, dt. „Das Mädchen aus dem All“) dar, der 1957 zeitgleich mit den ersten Sputnikflügen als Fortsetzungsgeschichte in der populärwissenschaftlichen Zeitschrift „Technik für die Jugend“ („*Technika – molodezi*“) erstmals abgedruckt wurde. Seine Handlung stellte den Versuch dar, ein allgemeines Bild der fernen Zukunft im 54. Jahrhundert zu zeichnen.

Während ein Teil des Romans die Abenteuer einer Raumschiffbesatzung in fernen Galaxien beschreibt, stellt der andere in verschiedenen Kapiteln das Leben auf Erden dar. Er skizziert die Entwicklung der Menschheit seit der Zeit des Kalten Krieges, die von der „Zweiten Großen Revolution“ über die „Ära der wiedervereinigten Welt“ bis zum „Zeitalter des Großen Ringes“ führt. Der in dieser Epoche spielende Roman stellt am Beispiel der Kinder- und Jugenderziehung, Freizeitgestaltung, Wissenschafts- und Gesellschaftspolitik dar, wie der Alltag in der fernen Zukunft organisiert sein wird. Dieses Zukunftsbild entsprach weitgehend dem recht pruden, heterosexuell geprägten Wohlstandsideal der Sowjetunion, wie es auch ansonsten propagiert wurde: Ein Eigenheim mit allem technischen Luxus, sportlicher Aktivismus, ein ausgeprägter

Freundschaftskult und Wissensdrang sowie Sinn für antike Schönheit und synästhetische Gesamtkunstwerke, mit der einzigen – seinerzeit viel kritisierten – Differenz, dass die stalinistische bürgerliche Kleinfamilie bei Efremov vollkommen zerschlagen worden ist zugunsten staatlicher Kindererziehung und der individuellen Entfaltung aller Menschen (Jefremow 1958).

Auf diese Weise ließ sich erstmals in der Wissenschaftlichen Fantastik detailliert zeigen, wie der Alltag in der kommunistischen Zukunft aussehen werde, auf die sich die Sowjetunion unausweichlich hin bewegte. Sehr schnell stellte sich jedoch heraus, dass nicht unzählige weitere dem Roman von Efremov vergleichbare Entwürfe zu erwarten waren, denn sie konnten entweder nur ein ähnliches Zukunftsmodell variieren oder aber ein anderes vorlegen, gerieten dann aber in Widerspruch zu ihm und warfen somit die Frage auf, welches denn nun der wissenschaftlich „wahrscheinlichere“ Entwurf sei. Ein Kritiker brachte dieses Dilemma auf die Formel:

„Efremov hat die Zukunft wie einen fernen Gipfel dargestellt. [Stanislaw] Lem entgegnete darauf: ‚Das ist eben das Schlechte am Gipfel, dass es nichts höheres mehr gibt.‘“ (Gurevič 1967: 141).

Deswegen wurden häufig nur noch ein Ausschnitt der kommunistischen Zukunft, eine alltägliche Begebenheit auf fernen Planeten oder einzelne Momente der Welt des Morgen gezeigt. Die sich aus diesen Zukunftsszenarien ergebenden Bilder ähnelten sich in vielen Zügen. So herrschte in fast allen Geschichten spätestens ab der Jahrhundertwende 2000/2001 auf der ganzen Erde der Kommunismus. In ihm waren die in der populärwissenschaftlichen Publizistik dargestellten Großprojekte verwirklicht. Ihre Protagonisten waren zumeist männliche Helden (Green 1987), die sich vor allem mit der Erkundung des Weltalls beschäftigten, aber auch mit Kybernetik, Laborexperimenten und diversen Erfindungen zur Optimierung des menschlichen Körpers auseinander setzten (Rullkötter 1974).

Es war aber nicht nur der Blick ins kommunistische Morgen, der die Faszination dieser Geschichten ausmachte, sondern auch die Art und Weise, wie diese Themen behandelt wurden. Denn die Lokalisierung der Handlung in einer Zeit, die gewissermaßen nach dem teleologischen Ende der Geschichte spielte, ermöglichte es, ein deterministisches Zeitverständnis aufzuheben. Grundlage dafür waren naturwissenschaftliche Theorien wie die Relativitätstheorie, die behaupteten, dass verschiedene Zeitverläufe denkbar seien. So gab es kaum ein Sujet, das nicht auf Zeitreisen mit beinahe Lichtgeschwindigkeit als literarisches Verfahren zurückgriff. Aber auch die Wellsche Zeitmaschine, kosmische Zeitlöcher oder anabiotische Schlafzustände kamen vor. Sie machten die kosmischen Helden häufig zu Fremden ohne Heimat, so dass ein verzweifelter Protagonist in Gennadij Gors 1962 erschienenem Kurzroman „Der Wanderer und die Zeit“ („Strannik i vremja“) angesichts der nahezu unbegrenzten Möglichkeiten ausrief:

„Hatte ich nicht schon Angst bekommen vor den Straßen, die in die Grenzenlosigkeit reichten? Ich wollte mir das nicht eingestehen, doch es war so. Ich wollte, und sei's nur für zehn Minuten, dieser Welt ohne Horizonte und ohne Grenzen entkommen“ (Gor 1962: 99).

Diese Erschütterung der Helden durch Zeit- und Raumverschiebung ist denn auch ein vielfach variiertes und problematisiertes Thema der Geschichten. Genauer gesagt: Der raumzeitlichen Entfremdung durch physikalische Theorien, welche die „objektive“ Determiniertheit von Raum und Zeit aufhoben, entsprach auf ideologischer Ebene häufig eine Identitätskrise der Helden, deren Lebensplanung in der kommunistischen Zukunft kein klar determiniertes Ziel mehr zu erreichen hatte und damit orientierungslos geworden war. Und genau in dieser doppelten – raumzeitlichen und ideologischen – Entfremdung der Heldenfiguren von der sowjetischen Gegenwart bestand ihre außerordentliche Attraktivität. Eröffneten ihre Abenteuer doch auch einen neuen Blick auf die Ideologie der Sowjetunion. Am deutlichsten trat dieses Spannungsfeld der Fantastik zur eigenen Gegenwart in der Konfrontation ihrer Helden mit außerirdischen Lebewesen zu Tage.

Außerirdische stehen in der Fantastik von je her auch für die Konfrontation mit dem verdrängten, verbotenen, vergessenen Anderen der eigenen Geschichte (Appleyard 2005). In der Faszination für das „Inhumane“ liegt immer auch die Suche nach der eigenen menschlichen Identität (Gomel 2004: 368ff.). Kulturgeschichtlich gesehen lassen sich Außerirdische häufig als Chiffre für Atombomben, den Gulag, Verschwörungstheorien oder religiöse Diskurse lesen. So traten beispielsweise ein halbes Jahr nach Hiroshima „Gäste aus dem Kosmos“ in der gleichnamigen „fantastischen Hypothesenerzählung“ Aleksandr Kazancevs das erste Mal in einem atomgetriebenen Raumschiff auf, das über der sibirischen Taiga havarierte (interessanterweise erschien diese Geschichte gut eineinhalb Jahre bevor in den USA ehemalige Fliegerpiloten aus dem Zweiten Weltkrieg die ersten UFOs erblickten). In der Tauwetterperiode fungierte eine Debatte über die so genannten „Kosmonauten des Altertums“, zu denen diverse ägyptische, griechische, christliche und islamische Götter und Propheten gezählt wurden, als Möglichkeit, sich mit religiösen Themen zu beschäftigen (Schwartz 2003: 91ff.).

7. Persönliche Beziehungen

Während außerirdische Lebewesen im ersten Nachkriegsjahrzehnt kaum eine Rolle spielten, waren sie seit 1957 ein ständiges Thema in der sowjetischen Wissenschaftlichen Fantastik. Ihr Bild war jedoch kein einheitliches. Vielmehr lässt sich ab Anfang der sechziger Jahre in vielen Geschichten eine erhebliche Veränderung ihrer Charakteristika feststellen, die vor allem die Frage des Anthropozentrismus betraf. Bis dahin war man generell auf Lebewesen gestoßen, die

eine der irdischen Evolution vergleichbare Entwicklung durchgemacht hatten oder noch durchliefen.

Höher entwickelte intelligente Wesen, die feindlich eingestellt gewesen wären, brachte der Kosmos anfangs nicht hervor. Das lag ebenfalls an einer Grundannahme des Marxismus-Leninismus, die von objektiv bestimmbareren gesellschaftlichen Entwicklungen ausging, die auch für andere außerirdische Zivilisationen gelten mussten. Demnach konnte eine hoch entwickelte Gesellschaft, die es geschafft hatte, die „Wiege“ ihres eigenen Planeten zu verlassen, nur eine friedliche kommunistische Zivilisation sein. Auch das Äußere der Außerirdischen unterschied sich kaum vom menschlichen. Diese Ähnlichkeit wurde speziell bei Ivan Efremov damit begründet, dass der menschliche Körper als „universaler Organismus“ das ideale Ergebnis jeglicher biologischen Evolution sei, genau so, wie der Kommunismus die ideale Gesellschaftsform darstelle.

Erst 1960 tauchten das erste Mal in der Tauwetterperiode intelligente außerirdische Wesen auf, die sich grundlegend von den Menschen unterschieden und diese gleich in mehrerer Hinsicht in ihre Grenzen wiesen: So versuchen zum Beispiel in der Erzählung „Zweite Expedition zum seltsamen Planeten“ von Vladimir Savčenko die Menschen vergeblich mit kristallinen Lebewesen Kontakt aufzunehmen:

„Ja, wir sind hier mit kristallinem Leben zusammengestoßen. Wortwörtlich zusammengestoßen, denn wir waren auf dieses Treffen nicht vorbereitet. Auf der Erde hat einfach zu lange die Meinung vorgeherrscht, dass es nur organisches Leben geben könne, dass der Mensch die höchste Erscheinungsform des Lebens sei; dass, wenn wir mit intelligenten Wesen in anderen Welten zusammentreffen sollten, diese sich von uns nur ganz unwesentlich unterscheiden würden, zum Beispiel in der Form der Ohren oder bei den Schädelmaßen ...“ (Savčenko 1960: 16).

Vergleicht man diese Geschichten über Außerirdische mit dem populärwissenschaftlichen „Wissenschaftsglauben“, dann hat sich hier dessen Bedeutung verändert. Denn während dort die Eroberung des Kosmos als ein vom Menschen selbst gesetztes Ziel propagiert wurde, stellte die Science-Fiction solche anthropozentrischen Annahmen mehr und mehr infrage. Sie nahm zwar den „Wissenschaftsglauben“ auf, verschob aber ab Anfang der sechziger Jahre allmählich die Perspektive weg von der Erde und vom Menschen als Mittelpunkt der Welt hin zugunsten einer Vielheit der Welten und möglichen Lebensformen. Damit verwarf sie aber auch ein zentrales ideologisches Postulat der Stalin- und Chruščevzeit, wonach der Mensch als Herr und Schöpfer sich die Natur und Technik untertan machen könne.

Am bekanntesten für eine solche Fantastik sind die Werke der Brüder Arkadij und Boris Strugackij, auch wenn sie längst nicht die einzigen waren, die dieses Thema behandelten. Waren sie anfangs vor allem mit ethischen Alltagsfragen beschäftigt, die sie anhand des Umgangs mit technisch-wissenschaftlichen Wundern der Zukunft oder des Zusammentreffens mit meist

despotischen Zivilisationsformen auf anderen Planeten bearbeiteten (Simon 2004: 383), begannen sie ab Mitte der sechziger Jahre sich vermehrt kosmischen Gästen auf der Erde zu widmen.

Zwar lassen sich auch die in fremden Welten spielenden negativen Utopien wie „Fluchtversuch“ (1962) oder „Ein Gott zu sein ist schwer“ (1964) als verfremdeter Spiegel der sowjetischen Alltagswirklichkeit lesen, doch bedienen diese Werke selbst in ihrer Kritik noch eine imaginäre Sehnsucht nach exotischen und fremden Welten. Mit dem Sturz Chruščevs und Beginn der so genannten Stagnationszeit ändert sich dies. Kosmische Begegnungen verlieren ihre initiatorische und transformierende Kraft für den Alltag. Der Kontakt mit anderen Welten macht die Helden weder zu Kristallmenschen (wie bei Nemcov) noch zu frei nach ihren Bedürfnissen lebenden Individuen (wie bei Efremov). Statt einer Verzauberung der Protagonisten fokussieren die kosmischen Gäste eher noch die Tristesse des Alltags.

Arkadij und Boris Strugackijs „Die zweite Invasion der Marsmenschen“ (1968) erzählt vom Alltag in einer Provinzstadt irgendwo auf der Erde, die eines Nachts Zeuge einer gewaltigen Feuerexplosion am Horizont wird. Allmählich spricht es sich herum, dass es eine neue Regierung geben werde, da eine Invasion der Marsmenschen stattgefunden habe. Die Protagonisten sind fleißig Alkohol konsumierende Männer, die auf dem Marktplatz oder in der Kneipe alle möglichen Banalitäten und Klatschgeschichten diskutieren, sich um ihre Rente sorgen, Briefmarken sammeln, sexistische Witze reißen und Ärger mit der Kleinfamilie haben. Die Marsmenschen nehmen sie trotz einiger Hysterie völlig widerstandslos hin, da man betreffs politischer Veränderungen eh keine Illusionen hegt. In der recht düsteren Atmosphäre der „verfluchten konformistischen Welt“ (Strugazki 1976a: 5) löst die Invasion noch nicht einmal mehr Angst und Schrecken vor einer übermächtigen Okkupationsmacht aus (wie sie in der „ersten Invasion“ in H. G. Wells Roman „Krieg der Welten“ von 1899 noch vorherrschen, auf die der Titel des Romans anspielt). Auch wissenschaftliche Neugierde oder ein optimistischer Fortschrittsglaube werden an keiner Stelle mehr evoziert. Die Invasion der Marsmenschen hat nicht nur alles Außergewöhnliche verloren, sie ist auch ohne Bedeutung für den Alltag der hier vorgestellten Menschen.

„Picknick am Wegesrand“ (1972) erzählt ebenfalls von einem Besuch außerirdischer Gäste, diesmal aber in einer deutlicher kapitalistisch geprägten Welt, in der die Aliens jedoch keine Invasion durchführen, sondern – wie einer der Protagonisten vermutet – nur ein kurzes Picknick auf der Erde bei ihrem Weg durch die Weiten des Weltalls abgehalten haben, wobei sie einige Abfälle am Wegesrand liegen gelassen haben. Diese seltsamen „Abfälle“ weisen eine Reihe rätselhafter Eigenschaften auf, die sämtliche physikalischen Gesetze außer Kraft setzen, wodurch sie sowohl ökonomisch als auch militärisch äußerst nutzvoll sind. Deswegen hat man die so genannten „Besucherzonen“ abgesperrt, um sie wissenschaftlich zu erforschen. Gleichzeitig locken die geheimnisvollen Artefakte eine Reihe Neugieriger und „Goldsucher“ an, die versuchen, die außerirdischen

Gegenstände aus der Sperrzone zu schmuggeln. Zweifelhafte Glücksritter, dubiose Geschäftsleute und korrupte Beamte lassen sich im Umfeld der Zonen nieder.

„Sie waren in der Hoffnung angelangt, umwerfende Abenteuer zu erleben, unermesslichen Reichtum oder auch Weltruhm zu erlangen, hatten möglicherweise sogar religiöse Gründe. In Scharen waren sie herbeibeströmt (...). Raffgierig, talentlos, gepeinigt von unklaren Wünschen, mit allem auf der Welt unzufrieden, schrecklich enttäuscht und felsenfest davon überzeugt, auch hier wieder betrogen worden zu sein“ (Strugazki 1976b: 146).

Einer dieser Goldsucher ist „Rotfuchs“ Rëdrik Šuchart, der Hauptheld der Geschichte, ein ungebildeter Säufer und Krimineller, der schon mehrmals im Gefängnis gesessen hat und sich trotzdem immer wieder dazu überreden lässt, für etwas Geld die begehrte außerirdische Schmuggelware aus der verbotenen Zone zu beschaffen. Für ihn haben die außerirdischen Artefakte und lebensgefährlichen Vorgänge in den verbotenen Zonen jedoch keinerlei wissenschaftliche und zauberhafte Anziehungskraft, sondern stellen nur zu bewältigende Hindernisse dar, die er nicht rational, sondern rein instinktiv erfasst. Ihm geht es lediglich um den materiellen Zuverdienst, den er seiner Kleinfamilie zukommen lässt, meist aber umgehend in Kneipen versäuft.

Doch die Zone ergreift auch umgekehrt von ihrer Umgebung Besitz. Šucharts Tochter mutiert wahrscheinlich aufgrund seiner vielfachen Aufenthalte in der Zone nach und nach zu einem Äffchen, dem der Arzt gar den Status eines Menschen abspricht. Und eines Tages taucht sein verstorbener Vater als lebender Leichnam wieder in seiner Wohnung auf. Aufgrund dieser trost- und ausweglosen Situation bleibt für Šuchart als letzte Hoffnung eine in der Zone befindliche, sagenumwobene „Goldene Kugel“, die angeblich alle Wünsche erfüllt. Auf dem Weg zu ihr beginnt er sich erstmals Gedanken über sein Leben zu machen:

„Was ihm vordem als Unsinn, als Hirngespinnst (...) erschienen war, verkehrt sich nun in seine einzige Hoffnung. In den alleinigen Sinn des Lebens, denn in ebendieser Sekunde begriff er: Das einzige, was ihm auf der Welt geblieben war, das einzige, wofür er in den letzten Jahren und Monaten gelebt hatte, war die Hoffnung auf ein Wunder. Ein Dummkopf war er, dass er diese Hoffnung immer von sich gewiesen, sie mit Füßen getreten hatte. Er hatte sich lustig über sie gemacht, sie im Schnaps zu ersäufen versucht, weil er es so gewohnt war, von jeher schon, seit seiner Kindheit (... Jetzt füllte) ihn diese Hoffnung – die im Grunde schon keine Hoffnung mehr war, sondern der feste Glaube an ein Wunder – voll und ganz aus, und er begann sich bereits darüber zu erstaunen, dass er all die Zeit in so düsterer, auswegloser Finsternis hatte zubringen können ...“ (Strugazki 1976b: 256f.).

Mit diesem Erweckungserlebnis des draufgängerischen Säufers aus „auswegloser Finsternis“ wird der Glaube an Wunder aber wieder zu dem, was er kulturgeschichtlich gesehen immer war: ein religiöses Moment der Epiphanie, die hier an keinerlei wissenschaftliche Begründung mehr gebunden ist. Er grenzt sich im Gegenteil dezidiert von den rationalen Erklärungsvorschlägen der anderen Protagonisten ab. Andrej Tarkovskij (1932–1986) hat dieses religiöse Moment, das bei den Strugackijs nur eine zweifelhafte Option unter vielen ist, in seiner Verfilmung des Romans „Stalker“ (1978) zum zentralen Moment seines Werkes gemacht: Hier begeben sich ein Wissenschaftler und ein Schriftsteller zusammen mit dem Stalker genannten Führer zu einem geheimnisvollen Zimmer, das angeblich alle Wünsche erfüllen kann, doch keiner der drei vermag diese am Ende auszusprechen. Auf dieser Suche nach dem Sinn des Lebens ist es vor allem die an ein verseuchtes ehemaliges Industriegebiet erinnernde Zone mit einer alles überwuchernden Natur, welche die Großstädter visuell in ihren Bann zieht und dem Geschehen eine mystisch-geheimnisvolle Aura verleiht.

Damit bekommen die außerirdischen Wunder eine weitere symbolische Bedeutung: Sie verzaubern nicht mehr den Alltag oder folgen einer Fortschrittsideologie in andere Welten, sondern stehen gewissermaßen Pars pro Toto für die wissenschaftlich-industriellen und ideologischen Verirrungen der sowjetischen Gesellschaft. Indem die Helden ausgerechnet in den Abfällen am Wegesrand wie bei den Strugackijs oder in den ausrangierten Industrierhalden der Großbaustellen des Sozialismus bei Tarkovskij ihre letzte Hoffnung auf Erfüllung der Wünsche suchen, repräsentieren sie die generelle Desillusionierung betreffs der kommunistischen Versprechen auf eine bessere Zukunft. Die Transformation des Alltags mit Hilfe wissenschaftlicher Innovationen und kosmischer Begegnungen ist hier gänzlich gescheitert. Anstelle frei entfalteter Bedürfnisse (wie bei Efremov), bleiben diese durchwegs männlichen Helden in ihrem engen Horizont aus Alkohol, Klatsch und Kleinfamilie befangen.

Gleichzeitig zeigt die imaginäre Verknüpfung individueller Wünsche mit außerirdischen Erscheinungen aber auch, wie stark die Wissenschaftspopularisierung in die Alltagskultur eingegangen ist. So endet „Picknick am Wegesrand“ damit, dass Šuchart die Worte seines tödlich verunglückten Begleiters wiederholt, die er als seinen Wunsch formuliert, da ihm keine eigenständigen Gedanken einfallen: „Glück für alle, umsonst, niemand soll erniedrigt von hier fortgehen“ (Strugackij 1976b: 302). Diese Schlussworte haben vielfache Interpretationen provoziert – was sie in ihrer Sprachlosigkeit aber neben allem auch verhandeln, ist, wie eng individuelle Wünsche in der sowjetischen Populärkultur mit der kollektiven Wunschmaschine kosmischer Begebenheiten verknüpft worden sind: Das Subjekt hat keine Sprache außerhalb des „Glücks für alle“.

In ganz anderer Form als die Strugackijs und Tarkovskij hat einer der erfolgreichsten sowjetischen Fantasten der siebziger Jahre, Kir Bulyčev (1934–2003), sich mit populären Aneignungen kosmischer Wunder in seinen fantastischen Erzählungen aus dem Alltagsleben der sowjetischen Provinzstadt Groß-Guslar beschäftigt,

die in Buchform das erste Mal im Jahr 1972 in dem Band „Wunder in Guslar“ erschienen. Während bei den Brüdern Strugackij die im Alltag versackten Säufer selbst kosmische Wunder nicht mehr aus ihrem Trott reißen, sind es bei Bulyčev ordentliche und gewissenhafte sowjetische Kleinbürger, die ihrem beschränktem Vorteil im Alltagsleben nachgehen und ansonsten mit Kartenspiel, Wodka und Angeln sich die Zeit vertreiben. In diesen ironisch die Mangelerscheinungen und Idiosynkrasien des sowjetischen Alltags brechenden Geschichten treffen die Bewohnerinnen und Bewohner des Wohnhauses in der Puškinstraße Nr. 16 und vor allem der gewissenhafte Chef vom Baukontor, Kornelij Udalov, immer wieder auf Außerirdische, mal in Gestalt eines Nilpferds, mal als Goldfische, als einfacher Busfahrer oder auch leibhaftig als kleines grünes Männchen. Die erste dieser Guslarer Geschichten aus dem Jahr 1970 trägt den programmatischen Titel „Persönliche Beziehungen“, in der Udalov eines Abends seinen Hofnachbarn berichtet, wie er auf der Landstraße einer havarierten fliegenden Untertasse mit dreibeinigen „Unirdischen“ an Bord begegnet sei. Diese hätten bei ihrem Absturz einen ganzen Straßenabschnitt stark beschädigt, jedoch alles bis zu den Pfosten am Straßenrand in der Qualität von „Importmöbeln“ repariert. Bloß weiße Ölfarbe fehlte ihnen, so dass er ihrer Bitte nachgekommen sei, diese Pfosten noch zu streichen. Udalov berichtet von den im Ganzen recht irdisch aussehenden Unirdischen, als seien sie das Gewöhnlichste der Welt. Und auch deren Umgangsweise unterscheidet sich kaum von den sowjetischen „Eingeborenen“: Sie fürchten Verweise von Vorgesetzten und Spott und Hohn aus anderen Galaxien. Die kosmische Begegnung wird hier als unterhaltsame Feierabendaneddote vorgetragen, so wie

„in grauer Vorzeit die Bylinensänger ihre Gusli aus dem Sack gezogen und, das Antlitz dem Fürsten zugekehrt, einen langen, hinreißen den Rapport abgezogen, der den Zeitgenossen durchaus glaubwürdig und den Nachgeborenen ganz und gar unwahrscheinlich vorkam“ (Bulytschow 1981: 153).

In den folgenden Guslarer Erzählungen tauchen die Außerirdischen dann auch im Alltag der anderen Helden auf, die deren Auftreten so selbstverständlich hinnehmen, wie man knappe Produkte, Festtage oder ärgerliche Störfälle registriert, immer getrieben von ihrem engen Erwartungshorizont aus Neugier, Eifersucht und Klatschbedürfnis. Die „Wunder in Guslar“ brauchen keine wissenschaftliche Begründung mehr, sondern sind völlig in den gewöhnlichen Alltag der Provinzbürger integriert.

Die kosmischen Gäste schreiben hier passend zur Stagnation der Brežnevära nur noch den Status quo fest, ohne ihn ideologisch in irgendeine Richtung hin zu transformieren. Und so bricht der außerirdische Raumfahrer „Wuž“ in der Erzählung „Eine Dampflok für den Zaren“ (1977) verzweifelt in Tränen aus:

„Er konnte sich nicht damit abfinden, ein Robinson Crusoe geworden zu sein, der von lauter Freitagen umgeben war. (...) Der Raum-

fahrer Wuß arbeitet fürs erste als Buchhalter in Udalows Kontor, er hat Russisch gelernt und erfüllt seine Pflichten leidlich, Sterne holt er freilich nicht vom Himmel“ (Bulytschow 1982: 30).

Die „persönliche Beziehung“ des mit „entwickelter Einbildungskraft“ ausgestatteten Provinzlers zum kosmischen Gast hat hier dazu geführt, dass dieser zu einem durchschnittlichen Büroangestellten gemacht worden ist. Damit entledigt Bulyčev den Wunderglauben aber auch seiner religiösen Komponente einer diesseitigen Erlösung, die bei den Strugackijs und Tarkovskij noch als letzte (trägerische) Hoffnung aufscheint. Der sowjetische Griff nach den Sternen holt hier gewissermaßen noch nicht mal mehr eine Sternschnuppe vom Himmel.

So ist mit der Entzauberung der sowjetischen Ideologie seit den späten sechziger Jahren aus dem populärwissenschaftlichen Wunderglauben für gebildete Leute in der sowjetischen Science-Fiction wieder ein alltäglicher Glauben an die Einmischung wenn nicht eines göttlichen, so doch zumindest überirdischen – transzendenten – Willens in die hiesige Welt geworden, den man entweder in der verwilderten Natur, seltsamen kosmischen Erscheinungen oder folkloristischen Klatschgeschichten zu finden meint.

Kulturgeschichtlich gesehen sollte man diese populären Wundergeschichten schon allein deshalb in eine Literaturgeschichte schreiben mit aufnehmen, da von ihr viele postsowjetische Autoren in ganz verschiedener Hinsicht als Imaginationspotenzial und Darstellungsmaterial zehren. Wobei dies nicht nur die enorme Popularität von Fantasy und Fantastik heutzutage (Gontscharow, Masowa 2003) sowie die außerordentliche mediale Präsenz parawissenschaftlicher und okkulten Themen (Hagemeister 1998) betrifft. Es gilt durchaus auch für an „gebildetere Leute“ adressierte postmoderne Werke wie Viktor Pelevins (*1962) „Omon Ra“ (1992) oder auch Vladimir Sorokins (*1955) letzte Romane „Eis“ (2002) und „Der Weg Bros“ (2004), die sich alle ausführlich aus der sowjetischen Mythologie un/möglicher persönlicher Begegnungen mit außerirdischen Lebensformen und lunaren Welten bedienen.

Literatur

- Appleyard, Brian 2005: *Aliens. Why They are Here*. London: Scribner
- Bulytschow, Kir 1982: Eine Dampflok für den Zaren. In: *Besuch aus dem Kosmos*. Dt. von Aljonna Möckel. Berlin: Verlag Neues Leben, 20–30.
- Bulytschow, Kir 1981: Persönliche Beziehungen. In: *Ein Takan für die Kinder der Erde*. Science Fiction-Erzählungen. Dt. von Gisela Frankenberg und Leonore Weist. München: Wilhelm Heyne Verlag, 152–162.
- Gil'zin, K. et al. 1954: *Znanie – sila*. No. 11/1974. In: *Znanie – sila*, 11: 14–32.
- Gomel, Elana 1995: The Poetics of Censorship. Allegory as Form and Ideology in the Novels of Arkady and Boris Strugatsky. In: *Science Fiction Studies*, 22(1): 87–105.
- Gomel, Elana 2004: Gods like Men. Soviet Science Fiction and the Utopian Self. In: *Science Fiction Studies*, 31(3): 358–377.
- Gontscharow, Wladislaw; Natalja Masowa 2003: Die russische Phantastik-Szene 2003. In: Udo Klotz, Hans-Peter Neumann (Hg.): *Shayol Jahrbuch zur Science Fiction 2003*, 67–75.
- Gor, Gennadij 1962: *Strannik i vremja*. In: Kirill Andreev (Hg.), *Fantas-*

tika. 1962 god. Sbornik. Moskau: Molodaja Gvardija, 3–145.

Green, Diana: An Asteroid of One's Own. *Women Soviet Science Fiction Writers*. In: *Irish Slavonic Studies*, 8: 127–139.

Günther, Hans 1993: *Der sozialistische Übermensch*. Maksim Gor'kij und der sowjetische Heldenmythos. Stuttgart: Metzler.

Gurevič, Georgij 1967: *Karta strany fantazij*. Moskva: Iskusstvo.

Hagemeister, Michael 1998: Der „russische Kosmismus“ – ein Anachronismus oder die „Philosophie der Zukunft“? In: Anne Hartmann, Christoph Veldhues (Hg.): *Im Zeichen-Raum*. Festschrift für Karl Eimermacher zum 60. Geburtstag. Dortmund: Projekt, 169–201.

Jefremow, Iwan 1958: *Das Mädchen aus dem All*. Wissenschaftlich-phantastischer Roman. Dt. von Heinz Lorenz. Berlin: Kultur und Fortschritt.

Kitajgorodskij, A. 1965: Čego na svete ne byvaet. In: *Znanie – sila*, 6: 6–7.

Nemcov, Vladimir 1946a: Ognenyj Šar. In: *Vokrug sveta*, 8–9: 20–29.

Nemcov, Vladimir 1946b: Ognenyj Šar. In: *Vokrug sveta*, 10: 45–54.

Nemcov, Vladimir 1955: *Oskolok solnca*. Naučno-fantastičeskaja povest'. Moskau: Molodaja Gvardija.

Nudelman, Rafail: Soviet Science Fiction and the Ideology of Soviet Society. In: *Science-Fiction Studies* 16,1: S. 38–66.

Papernyj, Vladimir 1985: *Kul'tura „Dva“*. Ann Arbor: Ardis.

Rullkötter, Bernd 1974: *Die Wissenschaftliche Phantastik der Sowjetunion*. Eine vergleichende Untersuchung der spekulativen Literatur in Ost und West. Bern: Peter Lang.

Savčenko 1960: Vtoraja ekspedycja na strannuju planetu. In: A. Varšavskij (Hg.): *Al'fa Ėridana*. Moskau: Molodaja Gvardija, 5–35.

Simon, Erik 2004: The Strugatskys in Political Context. In: *Science Fiction Studies*, 31(3): 378–406.

Schwartz, Matthias 2003: *Die Erfindung des Kosmos*. Zur sowjetischen Science Fiction und populärwissenschaftlichen Publizistik vom Sputnikflug bis zum Ende der Tauwetterzeit. Frankfurt am Main; New York: Peter Lang.

Strugazki, Arkadij; Boris Strugazki 1976a: *Die zweite Invasion der Marsmenschen*. Dt. von Thomas Reschke. Berlin: Volk und Welt.

Strugazki, Arkadij; Boris Strugazki 1976b: *Picknick am Wegesrand*. Utopische Erzählung. Dt. von Aljonna Möckel. Berlin: Das Neue Leben.

Zigel', Feliks 1961: Na Marse – razum?: In: *Znanie – sila*, 2: 22.

Endnoten

- ¹ Indem die einsame Insel auf diese Weise wieder in den kollektiven Alltag integriert wird, erteilt der Kurzroman auch dem Genre des fantastischen Abenteuerromans mit dem Typus des „Mad Scientist“ eine allgemeine Absage. Natürlich spielen auch noch weitere realgeschichtliche und ideologische Ebenen hinein wie z.B. eine Umkodierung der Kriegserfahrung und die Kolonisierung Sibiriens.